

Die Umstände meiner Ausreise waren recht sonderbar und schlicht unglaublich gewesen. 1977 arbeitete ich in Reschitz. Nach dem Unterricht erteilte ich zweimal die Woche Gigi, dem Sohn des stellvertretenden Bürgermeisters aus Reschitz, Nachhilfe in Französisch, bei ihm zu Hause. Meine Kollegin Lucia hatte mir diesen Unterricht vermittelt. »So etwas kann heutzutage nicht schaden, könnte ja sein, dass du eines Tages Hilfe von oben brauchst«, hatte sie mir zugeflüstert. Lucia, eine kleine, quirlige junge Frau, war Mathelehrerin auf derselben Schule wie ich, und sie bestach durch ihre glasklare Logik. Sie war ein absolutes Ass in Wahrscheinlichkeitsrechnung, nicht nur im Bereich der Zahlen, sondern auch in dem der Zukunftschancen.

Ich nahm ihr Angebot dankend an, denn ich litt nun seit knapp zwei Jahren unter nur mit schwerer Mühe verheimlichten Angststörungen, Panikattacken und Depressionen und konnte eine neue Zukunftsperspektive dringend gebrauchen.

* * *

Gigi war Schüler in der 7. Klasse. Durch seine struppigen Haare, aber vor allem durch seine chronische Renitenz erinnerte er mich stark an Struwelpeter, den ich als Kind bei meinen Großeltern kennengelernt hatte, durch ein mir Lust und Schrecken einjagendes Bilderbuch, das immer auf dem Holztisch der Singer-Nähmaschine mit Fußpedal im Wohnzimmer lag.

Gigi hasste alles, was mit Schule zu tun hatte, vor allem die Lehrer. Ganz besonders hasste er aber seine Französischlehrerin. Sie war die Einzige, die sich hartnäckig weigerte, ihm gute Noten zu erteilen, obwohl sie genau wusste, wer sein Vater war. Und natürlich hasste er auch mich, was mich ziemlich beunruhigte. Denn Gigi hatte ein Luftgewehr mit einem dunklen Nussbaumholzkolben unter seinem Arbeitstisch gelagert, mit dem er für sein Leben gern herumfuchtelte, und zwar dann, wenn er gerade nicht für die Schule arbeitete, was so gut wie immer vorkam. Sein Vater habe diese Knarre von einer Molda-

wienreise im letzten Sommer mitgebracht und sie ihm am 7. November, dem Tag der Großen Sozialistischen Oktoberrevolution, geschenkt, erzählte er mir stolz.

Da ich noch ziemlich jung war und trotz meiner depressiven Phasen an meinem Leben hing, tat ich alles, um Gigi bereits in der ersten Nachhilfestunde davon zu überzeugen, dass ich, trotz meines Lehrerberufs, keine bösen Absichten hegte und ihn beileibe nicht mit venir, partir, avoir, être und ähnlichem Schwachsinn foltern würde. Er habe nichts von mir zu befürchten, solange er den Stahlhieb dieser verdammten Kanone nicht mehr auf mich richten würde, versicherte ich ihm inbrünstig. Er ließ sich auf den Handel ein, und im Zuge dieses cleveren Kompromisses kamen wir in den nächsten Monaten prima miteinander klar.

Das Einzige, was Gigi an der französischen Sprache wirklich beherrschte, waren die ersten drei Zahlen, und so saß ich bisweilen auf der Ledercouch unter der zerfledderten Weltkarte in seinem Zimmer und hörte ihm zu, wie er am offenen Fenster mit der Flinte im Anschlag un, deux, trois zählte und dann auf die im Kirschbaum im Garten sitzenden Spatzen, Tauben, Elstern oder Schwalben ballerte. Zu meiner Erleichterung gingen die Schüsse aber stets daneben, er traf keinen einzigen Vogel, dafür jedoch eines Tages die weißgraue Katze des Nachbarn, die begierig und voller Hoffnung im Schatten des Kirschbaums mit offener, nach oben gerichteter Schnauze wie im Schlaraffenland auf einen abgeschossenen Vogel wartete.

Manchmal richtete Gigi die Flinte auch auf seine spindeldürre Großmutter mütterlicherseits, die im selben Haus lebte und die Aufgabe hatte, auf ihn aufzupassen, während die Eltern bei der Arbeit waren. Die Alte machte sich meist in der Küche zu schaffen, von wo es oft nach Majoran, Koriander und Pfeffer duftete. »Ich bin der Sheriff«, rief Gigi und nahm seine Großmutter ins Visier. »Hände hoch, oder es knallt!«

Als ich dieser Szene zum ersten Mal beiwohnte, wollte ich ganz spontan dazwischengehen, doch Gigis Großmutter, mit der Weis-

Der Autor hat seine Heimat Rumänien als junger Mann verlassen. Jetzt schien ihm die Zeit gekommen, seine kuriose Lebensgeschichte zu erzählen. Von **JAN CORNELIUS**

oder Das Wandern des Dolmetschers beim Betrachten der Welt

Stück

heit des Alters gesegnet, riss wie auf Knopfdruck die Hände hoch, und so war alles wieder im Lot. Sie hatte schon längst gelernt, dass Widerstand völlig zwecklos war.

Gigis Vater war einer der wichtigsten Männer der Partei und verweilte nur alle Jubeljahre daheim. Er verbrachte die meiste Zeit in Bukarest, auf den von Ceaușescu einberufenen Konferenzen. Dort erteilte der Diktator unzählige Zukunftsdirektiven und erklärte in dem stundenlangen Monolog eines Irren, was die Bevölkerung alles zu tun hatte, damit sie zu neuen Gipfeln der Glückseligkeit gelangte. Die Anwesenden nickten und applaudierten derart begeistert, dass die heimatliche Trikolore mit dem kommunistischen Wappen nur so flatterte.

An einem Nachmittag nach der Nachhilfestunde kam Gigis Vater unerwartet nach Hause, als ich gerade dabei war, mich von Gigis Großmutter im Flur zu verabschieden. Ich sah ihn zum allerersten Mal. Er war mittelgroß, trug einen grauen Anzug mit Krawatte und eine eckige Brille mit getönten Gläsern.

»Ach so, Sie sind also der Lehrer, der meinem Sohn unter die Arme greift. Was unterrichten Sie denn?«

»Französisch.«

»Und wie macht Gigi sich so?«

»Prima macht er sich, ganz prima. Er ist schon fast ein halber Franzose.«

Seine Augen funkelten zufrieden hinter den halbdunklen Gläsern. »Ha, toll, es läuft.«
»Und ob! Wenn Gigi ein Ziel vor Augen hat, dann lässt er sich durch nichts und niemanden davon abbringen.«

»Jaja, das hat er von mir. So muss es sein. Er ist nicht immer ganz einfach, aber das liegt dann wohl eher an den Lehrern. Sie verstehen es aber offensichtlich, ihn zu motivieren.«

Ich sah bescheiden zu Boden: »Man tut, was man kann.«

»Also, wenn ich mich irgendwie erkenntlich zeigen kann, lassen Sie es mich bitte wissen.«

»Danke, das ist aber sehr großzügig.«

Ich machte eine kleine Pause, dann nahm ich meinen ganzen Mut zusammen und fügte hinzu: »Wissen Sie, Genosse stellvertretender Bürgermeister, ich bin rundum zufrieden, und es fehlt mir an rein gar nichts. Aber da Sie mir gerade dieses nette Angebot gemacht haben, fällt mir doch noch etwas ein: Ich möchte schon seit drei Jahren nach Frankreich reisen, denn ich bin ja Französischlehrer. Und ein französisches Ehepaar, das ich einmal in Temeswar kennenlernte, lädt mich immer wieder nach Grenoble ein. Ich möchte mich dort ein paar Tage umsehen

und ein bisschen die Sprache auffrischen, aber ich weiß nicht, wieso man mich nicht ausreisen lässt. Man hat meinen Antrag bereits dreimal abgewiesen.«

Was erzählst du denn da für ein irres Zeug, dachte ich mir währenddessen. Er wird dich gleich achtkantig rauswerfen. Doch plötzlich entgegnete er: »Gut. Gehen Sie dann bitte übermorgen zur Polizeidienststelle und sagen Sie denen, dass ich Sie geschickt habe.«

»Zu welcher Polizeidienststelle?«

»Es gibt ja nur die eine, oder?«

»Und?«

»Und dann wird man Ihnen einen Pass ausstellen, in Ordnung?«

Die Zeit stand still. Ich starrte ihn mit halb offenem Mund an, der stellvertretende Bürgermeister war zu einem lebensgroßen Denkmal erstarrt, als allmächtiger Gott aller abgewiesenen Ausreisewilligen.

Eine Woche später, als ich den Pass wie einen zu Papier gewordenen Heiligen Gral in den Händen hielt, stand ich freilich immer noch unter Schock. Im festen Glauben, dass das alles nicht mir widerfuhr und ich nur einen verbotenen Traum träumte, stieg

ich 1977, am Freitag, dem 17. Dezember, um 22.35 Uhr in einen Zug und fuhr davon. Carmen, meine Frau, und Andrea, meine zweijährige Tochter, musste ich in Reschitz als Bürgschaft für meine Rückkehr zurücklassen. Wir hofften aus ganzem Herzen, und spätestens in zwei Jahren wiederzusehen, denn im Rahmen der Familienzusammenführung durften damals Verwandte ersten Grades, so die Behörde wollte, in den Westen nachziehen. Zwei Jahre waren zwar eine unerträglich lange Zeit, aber der Gedanke an eine unendlich zappendustere Zukunft war noch unerträglicher.

Vor Nachbarn, Kollegen und Freunden hatte ich meine Reisepläne in den Westen geheim gehalten. Und sogar vor meinen Eltern. Hatte mir meine von Trennungsgängsten gepeinigten Mutter nicht schon damals bei meiner Reise zum Horizont einen unerwarteten Strich durch die Rechnung gemacht?

Im April 1979, als Carmen und die inzwischen fast vierjährige Andrea mir nach Deutschland nachreisen durften, begab ich mich zum Frankfurter Flughafen, um auf sie zu warten. In dem wöchentlich aus Bukarest kommenden Flugzeug saßen jedes Mal einige Auswanderer aus dem Osten, mit Kind und Kegel. Und mit himmelhohen Erwartungen auf ein sonniges Leben.

»Lass Dich nicht BRDigen!«, las ich unterwegs zum Flughafen auf einer Frankfurter Fabrikmauer aus roten Ziegeln. Doch ganz im Gegensatz zu diesem witzelnden Sponti wollten sich die herbeiströmenden Aussiedler offensichtlich ausgesprochen in der BRD und nirgendwo anders unter die Erde bringen lassen.

Mein Freund Hartwig, der vor fünf Jahren über Bulgarien und die Türkei nach Frankfurt geflüchtet war, begleitete mich zum Flughafen. Ich kannte ihn aus Temeswar, wo er Englisch und ich Französisch studiert hatte und wir uns immerfort nicht nur mit Shakespeare und Voltaire, sondern auch mit den zahlreichen in der Uni-Gegend liegenden Kneipen gründlich auseinandergesetzt hatten.

DAS BUCH



Weil er das »R« auffällig rollt, wird Jan Cornelius oft gefragt, wo er denn herkommt. Aufgewachsen ist er in Rumänien – mit Deutsch als Muttersprache. So ließ sich bereits früh die Gabe des fremden Blickes auf scheinbar Selbstverständliches üben. In seinen tragikomischen Erinnerungen erzählt der Autor, was ihn aus dem Land trieb, welche Schwingungen die Heimat bis heute auslöst – und auch, was er von Herta Müller hält.

→ Jan Cornelius: »Narrenstück oder Das Wandern des Dolmetschers beim Betrachten der Welt«, Roman, Horlemann, 232 Seiten, 16,90 Euro

Hartwig stammte aus Warjasch, einem schwäbischen Dorf neben Temeswar. Die zwei in der Wartehalle neben uns stehenden Männer, die ihn begeistert begrüßten, waren aus Perjamosch ausgewandert. Sie hatten einen Kasten Bier mitgebracht, und nun standen sie gespannt vor dem Ausgang, einen Blumenstrauß in der einen Hand, einen Flaschenöffner in der anderen, und warteten auf ihre Liebsten. Endlich in der Freiheit angekommen, auf deutschem Boden, sollten sich diese erst einmal einen hinter die Binde kippen und dann noch einen, um Schluck für Schluck herauszufinden, wie berauschend die Freiheit sein konnte.

Nach und nach strömten die Fluggäste in die große Wartehalle, heiße Tränen flossen die Wangen herab und kühles Bier die Kehlen hinunter, nur ich stand mutterseelenallein da und fixierte erwartungsvoll die Ausgangstür, aber vergeblich.

»Nur keine Panik, Carmen und Andrea kommen noch. Solche Pannen passieren immer wieder«, meinte Hartwig, der bereits des Öfteren Bekannte zum Flughafen begleitet und solch dramatischen Szenen beigeohnt hatte. Plötzlich hallte eine laute, zweifach wiederholte Durchsage durch die Ankunftshalle und forderte mich namentlich auf, mich umgehend zum Informationspunkt im Erdgeschoss zu begeben. Und siehe da, vor dem Info-Desk warteten bereits Carmen und Andrea auf mich, begleitet von einer Mitarbeiterin des Roten Kreuzes. Sie hatte sie bereits an der Gepäckaushilfe empfangen und auf Nebenwegen hierher geführt. Ich lief auf die beiden zu, aber sie sahen mich nicht.

Andrea weinte. Carmen, über sie gebeugt, redete auf sie ein, und als sie mich dann plötzlich entdeckte, strahlte sie über das ganze Gesicht. Ihr charmantes Lächeln, das ich seit zwei Jahren nicht mehr gesehen hatte, war mir wohlvertraut, wie auch das hübsche Blumenkleid, das ich ihr vor zwei Monaten in einem Paket aus Düsseldorf zugeschickt hatte. Aus diesem Paket stammte wohl auch das grüne Gummibärchen, dessen Kopf Andrea überrascht abbiss, als sie mich vor sich ste-

hen sah. In Wirklichkeit war ich hundertmal größer als auf den winzigen Fotos, die sie so oft gesehen hatte.

Das hätte sie nicht erwartet. Wir umarmten und küssten uns, wie in einem Hollywood-Film mit Happy End, obgleich der Hauptteil des Films gerade erst anging. Dann begannen wir, uns zu unterhalten. »In Deutschland musst du aber Deutsch sprechen«, ermahnte die Rote-Kreuz-Mitarbeiterin Andrea.

Und meinte damit vor allem meine Frau und mich. Das Ulkige an der Sache war, dass wir es bereits taten, wir sprachen Deutsch. Schade nur, dass die Rote-Kreuz-Frau es nicht merkte, unser Banater-Bergland-Dialekt kam ihren hessischen Ohren ziemlich spanisch vor. So ist das eben mit den Dialekten, bei deren Einordnung kann man ganz schön durcheinanderkommen. Andrea verlor nach ihrer Ankunft in Deutschland rasch ihren fremden Akzent, während bei uns die Sache etwas anders aussah. Erwachsene, die in ein fremdes Land auswandern, verlieren ihren Akzent nie, oder, wie es so schön heißt, ein Emigrant ist einer, der alles verloren hat, bis auf seinen Akzent.

Aber auch Leute, die ihr Leben lang daheim bleiben, haben es akzentmäßig nicht leicht. Mein Freund Thomas zum Beispiel ist in Düsseldorf geboren und hat diese Stadt noch nie länger als zwei Wochen verlassen. Doch letzten Mittwoch wachte er mit einem rumänischen Akzent auf, den er bis zum späten Nachmittag nicht loswurde. Die Ursache dafür lag im Dunkeln, aber vermutlich hatte es etwas damit zu tun, dass er am Abend zuvor in der Pizzeria Gargano aus Eller eine Pizza Frutti di Mare gegessen hatte, mit noch mehr Knoblauch als die sich vor Dracula schützenden Rumänen. ■



DER AUTOR

Jan Cornelius wurde 1950 im rumänischen Banat geboren, studierte Französisch und Englisch und war Lehrer. Seit 1977 lebt er in Düsseldorf. Er arbeitet als Autor und Literaturübersetzer.